

Wo der Krieg keine Rolle spielt

Makkabi Frankfurt ist der größte jüdische Sportverein in Deutschland. In einer Zeit, in der Angriffe auf jüdisches Leben hierzulande zunehmen, versuchen Trainer und Verein, den Spaß am Sport zu erhalten und gegen Antisemitismus vorzugehen.

Von Ole Kaiser (Text) und Maximilian von Lachner (Fotos)



Simon Rossa (links) und Samim Gabriel Nasim spielen Fußball in der A-Jugend-Mannschaft von TuS Makkabi in Frankfurt.

Den Ball hätte er gerne viel länger am Fuß. Aber es sind nur drei Kontakte erlaubt. Annehmen, mitnehmen, passen, so hat es sein Trainer befohlen. Samim Gabriel Nasim, ein dunkelhaariger Lockenkopf, ist Spielmacher im zentralen Mittelfeld. Nasim läuft schnell über den flutlichtbestrahlten Kunstrasen. Er hat nur noch einen Kontakt. Doch ans Passen denkt er nicht, das Tor ist zu nah. Er hebt den Blick, schaut wieder runter, schießt. Seine Arme und Mundwinkel gehen nach oben. Team „Rot“ liegt weiter deutlich hinten, aber Nasims Treffer lässt es wieder hoffen. Dabei geht es heute um nichts.

Auf dem Spielfeld des Sportparks im Stadtteil Preungesheim trainiert die A-Jugend von Makkabi Frankfurt. Der Frankfurter Verein ist mit rund 4000 Mitgliedern der größte von Makkabi Deutschland, dem Dachverband, in dem sich bundesweit 27 Ortsvereine mit insgesamt knapp 7000 Mitgliedern organisieren.

Die Kälte sei kein Grund, auf den Fußball zu verzichten, sagt der 18 Jahre alte Nasim. Dafür mache es ihm zu viel Spaß. Außerdem stehe Ende Februar in der Gruppenliga ein Spiel gegen FC Neu-Anspach an, und bisher laufe es nicht gut: zweitletzter Tabellenplatz, neun Punkte nach 13 Spielen.

Doch der Sport ist nicht das Einzige, das den Verein aktuell beschäftigt. Den 7. Oktober beschreibt Alon Meyer, Verbandspräsident von Makkabi Deutschland und Präsident des Frankfurter Vereins, kurz vor dem Training als „Zäsur“, die ihn und viele andere bei Makkabi bewegten. Die Spieler sollen das jedoch möglichst nicht merken, sondern einfach Spaß am Sport haben. Hauptsächlich Jugendliche spielen und trainieren bei Makkabi.

Mustapha Abarouch, seit zwölf Jahren ehrenamtlicher Juniorentainer und im zweiten Jahr bei Makkabi, will die A-Jugend fit machen für die zweite Saisonhälfte. Er bringt viel Erfahrung vom Verein Germania 94 mit, dessen Jugend er zuvor trainiert hatte. Seit sein Sohn mit sechs mit dem Fußball begonnen hat, trainiert er ihn und andere Jugendliche. „Erst willst du nur deinen Sohn trainieren. Dann verliebst du dich. Es ist sehr schön, wenn du siehst, wie die Jungs besser werden“, sagt Abarouch.

Dehnübungen, Steigerungsläufe, kurze und lange Pässe. Die Einheiten ganz normal durchzuziehen, dafür sei er da. Das derzeit große Medieninteresse am Verein stört Abarouch. „Wenn die Jungs im Training sind, sollen sie sich auf den Sport konzentrieren und ansonsten abschalten. Sie sollen Spaß haben.“

Und das haben sie. Trotz Temperaturen von nur fünf Grad plus sind an diesem Abend viele gekommen. Einer der Spieler ist Simon Rossa. Der Innenverteidiger, zwei Meter groß, drahtige Statur, blonde Locken, ist seit einem Jahr bei Makkabi. Jude sei er nicht, so wie auch kein anderer Spieler der A-Jugend. Die Religion spiele keine Rolle. Ebenso wie Nasim nennt sich auch Rossa einen Agnostiker. Er sei des Sports wegen zu Makkabi gekommen, sagt Rossa. Er habe einen Verein gesucht, der vom Niveau irgendwo zwischen Profiambitionen und Thekentruppe kicke. „Ich will kein Profi werden, aber auch nicht mit den Bier-

bäuchen spielen“, sagt er. Dafür sei Makkabi genau richtig.

Dennoch stellte Rossa schnell fest, dass er zu einem besonderen Verein gewechselt war. „Einmal habe ich bei den Männern ausgeholfen, da gab es Polizeischutz beim Spiel“, erzählt er. Er habe auch schon von Beleidigungen oder Angriffen gegen Mitspieler gehört, obwohl diese keine Juden gewesen seien. Weil ihm selbst noch nichts passiert sei, lasse ihn das kalt, sagt er. Seine Familie nicht.

„Meine Mutter war anfangs skeptisch, als ich hierher gewechselt bin. Sie hatte auch ein bisschen Angst.“ Den 18 Jahre alten Maschinenbaustudenten halten diese Bedenken allerdings nicht vom Fußball ab, ihn interessiert eher der sportliche Erfolg. „Wir wollen den Klassenerhalt und jetzt schnell zurück ins gesicherte Mittelfeld kommen.“

Der Krieg spiele in der Mannschaft keine Rolle, sagt Rossa. „Das ist kein Gesprächsthema.“ Auch Konflikte zwischen jüdischen und muslimischen Spielern habe er nicht mitbekommen. Immerhin sind rund 75 Prozent der 4000 Vereinsmitglieder in Frankfurt nichtjüdisch. Muslime, Christen, Atheisten und Juden spielen im gleichen Trikot. Damit ist Makkabi auch ein Verein für gelebte kulturelle Verständigung, ein Ort der Toleranz.

Dass das Training im Verein weiter harmonisch verläuft, ist für Vereinspräsident Alon Meyer keine Überraschung. „Wenn sich jemand zu Makkabi bekennt, wenn jemand bereit ist, den stilisierten Davidstern auf der Brust zu tragen, dann hat er eine gewisse Affinität zum Judentum und vielleicht auch zum Staat Israel“, sagt er vor Trainingsbeginn im Büro seiner Immo-

bilienfirma. Diese Affinität bedeute jedoch, und das betont Meyer im Gespräch immer wieder, „in keiner Weise eine Zustimmung zur aktuellen oder vorherigen Regierung“. Sehr wohl jedoch zum Existenzrecht des Staates Israel.

Vieles, was die israelische Regierung mache, werde auch im Verein kontrovers diskutiert, sagt Meyer. „Und das ist auch gut so. Die Diskussion soll nicht ersticken, aber auf Augenhöhe und respektvoll geführt werden.“ Man könne zwar unterschiedlicher Meinung sein. „Trotzdem spielen aber alle im selben Verein und sind ein Team. Das ist das Wichtigste.“

Dass die Spieler sich auf den Fußball und auf den nächsten Gegner konzentrieren könnten, liege nicht zuletzt am Verein, an den Trainern und der Leitung, sagt Meyer. Viele Menschen arbeiteten täglich dafür, dass in einer Zeit, in der Verwandte in Israel im Krieg lebten oder gar als Soldaten kämpfen müssten, der sportliche Wettbewerb im Mittelpunkt stehe.

Sein Bruder habe Glück, weil er zu alt sei, sagt Meyer. Das Militär habe nur Reservisten unter 49 eingezogen. „Aber meine Nichte und mein Neffe sind jetzt in der Armee, die erreichen sie manchmal zwei, drei Tage nicht.“ Für ihn und seinen Bruder eine nervenzehrende, sorgenvolle Zeit. „Wenn sie dann anrufen, ist das Erste immer: Alles gut. Noch bevor sie hallo sagen, sagen die das. Direkt beim Drangehen. Alles gut.“ Aber die Millisekunde der Stille sei der pure Horror. Dann heißt es: „Alles gut.“ Erleichterung. Erst dann beginne das Gespräch.

Für den Immobilienunternehmer Meyer, der seit 2007 an der Spitze von Makkabi Frankfurt steht und seit 2013 auch Präsident von Makkabi Deutschland ist, war der Überfall der Hamas auf Israel nur der Anfang. Dann ging es in Deutschland los. „Da kommen dann absolut Verrückte, um es politisch ganz korrekt auszudrücken, die das hier auf den Straßen noch bejubeln. Hier, in ihrem, in meinem, in unserem Deutschland“, sagt Meyer. Seit Jahren arbeite er daran, dass das „neue deutsch-jüdische Selbstverständnis und das Judentum in Deutschland ihren Platz haben“, und dann passiere so was.

Meyer schildert, wie viele, auch er, angesichts der propalästinensischen Demonstrationen ihr jahrelanges Engagement gegen Antisemitismus hinterfragt hätten. „Normalerweise würde man da den Rolläden runterlassen und sich verkriechen“, sagt der Vereinsvorsitzende. „Aber dann kommt so ein Automatismus, der sie lenkt, der sie ordnet.“

Direkt zu Kriegsbeginn seien viele Eltern verunsichert gewesen. „Zu einem Training mit vorher 30 Kindern kamen erst nur noch 20, dann 16, dann 14.“ Die Eltern hätten angerufen und gefragt, ob der Sportbetrieb überhaupt weitergehe. „Aber meine Trainer und Obleute wollten nicht ein einziges Mal absagen. Hier in Frankfurt haben wir jedes Training durchgezogen.“ Der Verein intensivierte die Zusammenarbeit mit der Polizei, schätzte die Sicherheitslage immer wieder neu ein. „Wir sind zu Spielen mit der Polizei, der Verbandsaufsicht und unserem eigenen Sicherheitspersonal gefahren.“ Auch beim Übungscamp während der Herbstferien seien die Sicherheitsvorkehrungen erhöht worden.

Die Zahl antisemitischer Vorfälle hat seit dem Hamas-Überfall stark zugenommen. Vom 7. Oktober bis 9. November registrierte der Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus (RIAS) 994 Vorfälle. Das sind im Schnitt bundesweit 29 Fälle täglich und viertel so viele wie im Jahresdurchschnitt 2022. Auch Makkabi erreichen über die sozialen Netzwerke, über Anrufe und E-Mails antisemitische Nachrichten und Drohungen.

Mittlerweile nehme er antisemitische Äußerungen von allen Seiten wahr, sagt Meyer. „Von rechts, von links, von Islamisten, Rassisten.“ Nicht nur die propalästinensischen Demonstrationen hätten ihn aufgewühlt, auch die späte Antwort der Gegenseite. Kurz nach Ausbruch des Krieges hatte die Hamas am „Tag des Hasses“ zu Angriffen auf Juden aufgerufen. „Und du gehst auf den Fußballplatz und versuchst, Trainingseinheiten zu organisieren. Gleichzeitig denkst du: Wo bleibt der Aufschrei der Anständigen?“

Viele seiner Freunde hätten sich im Oktober gefragt, in welche Richtung sich die Stimmung entwickeln werde. „Die denken sich dann, macht das wirklich Sinn, in Deutschland zu bleiben? Fangen wir jetzt wieder an, auf gepackten Koffern zu sitzen oder ganz wegzuziehen?“

Doch der erhoffte „Aufschrei der Anständigen“ kommt schließlich doch. Die Demonstrationen der vergangenen Wochen machten ihm Mut, sagt Meyer. Zu sehen, wie viele Menschen gegen rechts, gegen die AfD und damit auch gegen Antisemitismus auf die Straße gingen, motiviere ihn wieder. „Vor allem die Demonstration hier in Frankfurt hat wieder ein Fünkchen Licht in dieses ganze Dunkel gebracht.“

Am schlimmsten findet Meyer, dass Spieler und Vereinsmitglieder verantwortlich gemacht würden für Dinge, mit denen sie nichts zu tun hätten. „Jeder, der länger im Verein ist, kennt das. Für viele ist der, der den stilisierten Davidstern auf der Brust trägt, gleich ein Botschafter Is-

raels.“ Dabei sei es egal, ob es ein muslimischer Marokkaner, ein deutscher Christ oder eben ein Jude sei. „Das ist totaler Quatsch, aber wir werden in Gesamthaltung genommen. Jeder Einzelne von uns muss die Breitseite ertragen.“

Auf dem Sportplatz in Preungesheim sind diese Debatten weit weg. „Mehr Tiefe, Tiefe!“ oder „Verlagern!“ schreit Trainer Mustapha Abarouch dem Team in den roten Leibchen zu, das sich dem gegnerischen Tor kaum mit gefährlichen Aktionen nähern kann. Dann unterbricht er das Spiel. „Was ist los, Rot? Ihr müsst mehr miteinander spielen, sonst kriegt ihr die Hücke voll.“ In diesem Augenblick spielen andere Dinge eine Rolle: nicht der Krieg, nicht das Leid der Menschen in Israel und im Gazastreifen, nicht die Demonstrationen in Deutschland und schon gar nicht die vermeintliche Feindschaft zwischen Juden und Muslimen. Im Mittelpunkt stehen an diesem Abend das Team, der sportliche Erfolg und das gemeinsame große Ziel: der Klassenerhalt.



Alon Meyer, Vorsitzender des TuS Makkabi Frankfurt (oben), und Mustapha Abarouch, Trainer der Fußball A-Jugend

moltenigroup.com



Molteni & C

MOLTENI&C FRANKFURT FLAGSHIP STORE
TAUNUSTOR 1, FRANKFURT/IM. BY BRAUM FRANKFURT.MOLTENIGROUP.COM